

„**SOZIALES kommunizieren** – in soziale Kultur investieren“

Abstract des workshops: Neue Chancen durch Lebenskrisen Ein Vater und eine Mutter berichten.

Schon während der Vorbereitung ging mir die Frage durch den Kopf, ob der Titel des Vortrags, den ich in Südtirol I zu halten hatte, sich nicht einfach als billiges Trostpflaster für solche Menschen erweist, die gerade durch dunkle Stunden ihres Lebens gehen.

Denn wer sieht schon tatsächlich neue Chancen seines Lebens aufkommen, wenn er mitten in einer tiefen Krise steckt? Wer freut sich denn schon auf die vor ihm liegenden angeblichen Chancen, wenn er vor lauter Krisengewitter nur Dunkel um sich sieht? Wer sieht eigentlich das winzig kleine Lichtloch am Ende des wahrscheinlich langen und unbekanntes Tunnels, in den er mehr oder weniger ungewollt geraten ist?

Nachdem das gestellte Thema in unterschiedlichen Abwandlungen immer wieder als Titel von Vorträgen, Aufsätzen oder Büchern aufscheint, kann es zumindest nicht so falsch oder gänzlich ungeeignet sein. Ohne Zweifel klingt das Wechselspiel zwischen Chance und Krise paradox, im Grunde genommen widersprüchlich und merkwürdig, dennoch gehören sie untrennbar zusammen.

Mit meinen etwas mehr als 50 Lebensjahren sind mir einige Krisen nicht unbekannt, manche sind mir nicht erspart geblieben, aus den meisten – wenn ich so nachdenke, im Prinzip aus allen – haben sich neue Chancen ergeben. Zu guter Letzt habe ich ein Buch geschrieben, das sich sehr grundlegend mit dem Thema auseinandersetzt und zwar im Speziellen mit jenem Schicksalsschlag, den Eltern von behinderten Kindern erfahren. Denn von einem solchen Schicksal wurde ich in gemeinsamer Elternschaft mit meiner Frau Maria vor nicht ganz zwanzig Jahren betroffen.

Im Jahre 1984 begann mit Magdalena - auf einen Schlag, von einer Sekunde auf die andere, wie aus heiterem Himmel, ohne vorher gefragt worden zu sein - eine Krise, die seinerzeit durch keinen Hauch einer Chance begleitet schien. Unsere zweite und mittlere Tochter kam am 30. Juni zur Welt, geistig und körperlich schwerst behindert, ohne dass wir zuvor etwas geahnt hatten. In meinem Vortrag wusste ich deshalb, wovon ich sprach, wenn ich den vielen Zuhörern im Sozialzentrum erzählte: Erst rückblickend ist es uns vielleicht möglich, solchen zu Beginn unbestritten wohl negativen Ereignissen positiv zu begegnen. Es braucht mitunter viele Jahre, bis wir die neuen Möglichkeiten überhaupt wahrnehmen können. Deshalb konnte ich mich erinnern und schildern, welche Chancen sich mir selbst durch die anfangs ungemein schwere und belastende Zeit aufgetan haben; die Gedanken dazu - insbesondere mit Blick auf die Familie - kann ich hier in Stichworten alphabetisch auflisten:

- Achtung vor Leben in allen Ausprägungen;
- annehmen können, was kommt;
- Beruf ist nicht die einzige Herausforderung des Lebens;
- beziehungs-, weniger leistungsorientierter Erziehungsstil;
- frei gewählte Verantwortung ist keine Belastung;
- Freundeskreis, in dem auch die Kinder ihren Platz haben;
- Genießen auch von „kleinen“ Ereignissen und Augenblicken;

- Gestaltung des Familienurlaubs auch oder gerade nach den Wünschen der Kinder;
- Gestaltung erfüllender, beruflicher Herausforderung;
- Gewährung persönlicher Freiräume;
- in der Familie Vertrauen zueinander haben und pflegen;
- leben, nur um zu lieben oder geliebt zu werden;
- Los- und Geschehenlassen, was nicht wirklich planbar ist;
- mehr Orientierung an der Familie;
- neue Erkenntnisse über persönliche Stärken;
- Spaß im Kreis der Familie;
- ständiges Bemühen um sich und die familiären Beziehungen;
- Verantwortung teilen;
- vertiefte Auseinandersetzung mit dem Sinn des Lebens;
- Wertschätzung körperlicher und seelischer Gesundheit;
- Zugang zu neuen geistigen Kräften.

Bei längerem Nachdenken kommen immer neue Ideen und letztlich freudvolle Gesichtspunkte hinzu, die ohne den schmerzlichen Anstoß mitunter brachliegen. Dankbarkeit wird anfangs Platz greifen für das Überwinden der schweren Krisenzeit, später gesellt sich auch jener Dank hinzu, der dem erlittenen Schmerz gilt, ohne ihn natürlich unbedingt nochmals erleben zu wollen.

Neben meinem beispielhaften Krisenereignis zeigen sich Krisen in unterschiedlichen Ausprägungen; sie alle werden bekanntlich nicht aus einer Menüliste gewählt, sondern kommen zum unpassendsten Zeitpunkt meist in jener Form serviert, die uns am wenigsten schmeckt:

Krebs, eigene Krankheiten oder die von Angehörigen, Trennung, Unfälle, Todesfälle, Rauschgiftkonsum der Kinder, Arbeitslosigkeit, ja selbst die unvermeidliche Pensionierung. Vor der Bewältigung jeder Krise, und das will ich nicht verschweigen, mag es viel Trauer, Wut, Verzweiflung, Zorn, Niedergeschlagenheit, Alles-in-Frage-Stellen, Flucht-, Mord- bis Selbstmordgedanken gegeben haben. Das gehört dazu und will nicht vermieden werden.

Vielleicht hat es aber gerade dieser einen Krise mit der sehr persönlich adressierten Botschaft bedurft, um unsere scheinbaren Allmachtsvorstellungen auf ein gesundes Maß zurechtzustutzen.

Wenn wir die Krise sinnvoll nützen, hat sie uns aufgerufen, unser Leben in eigener Verantwortung zu gestalten – nachdem wir die Frage beantwortet haben: Wie will ich einmal gelebt haben? Die Antworten dazu zeigen uns auf, wo wir die Chancen finden können.

Dr. Claus Brüstle : Verfasser des Buches:

**„Lebenskrisen - neue Lebenskonzepte
- am Beispiel von
Eltern behinderter Kinder“
(ISBN 3-85298-072-0)**

**Nähere Informationen:
www.bruestle.at**

DIE VIELEN ÄNGSTE ALS MUTTER EINES BEHINDERTEN KINDES

Vor allem möchte ich mich kurz vorstellen, ich bin 66 Jahre alt, war über 22 Jahre recht gut verheiratet, bin Mutter von zwei Töchtern, eine mehrfachbehindert, 38 Jahre alt und eine sehr „normal“, 34 Jahre alt. Inzwischen lebe ich getrennt, bin vom Stadtstress aufs Land gezogen und lebe dort allein mit meinem Hund.

Von zu Hause sehr streng erzogen war ich in meinen Jugendjahren ein sehr schüchternes, gehemmtes und unsicheres Mädchen. Ich hatte das Glück (heute kann ich es als solches bezeichnen) sehr harte Lernjahre bei meinem ersten Arbeitgeber durchzumachen. Der gab mir damals einen sehr einfachen, aber für mich noch heute oft wirksamen Rat: wenn dir Menschen wegen ihres Aussehens, Reichtums, Überheblichkeit, Arroganz u.s.w. Angst einflößen, dann denke ganz fest- dieser Mensch war bei der Geburt genauso klein, genauso nackt, genauso unbeholfen wie du. Dieses Wissen macht dich stark.

Ich arbeitete damals in der Maschinenbranche und hatte deshalb fast ausschließlich mit Männern zu tun. Dies trug sicherlich dazu bei, dass ich sehr schnell und recht gut lernte mich zu behaupten und durchzusetzen. Dabei muss ich betonen, dass ich mich nie mit dem Wort „Angst“ echt konfrontiert sah. Vielleicht bin ich auch ein sehr realistisch denkender Mensch, eher praktisch veranlagt und habe auch schwierigste Situationen (Unwetter, Erdbeben, Tod) nie als „angstbeladen“ empfunden.

Die Ängste von denen ich Ihnen hier berichten möchte, kamen erst viel später und bewirken bei mir ein ganz anderes Echo als die übliche Angst.

Daniela, meine behinderte Tochter, kam vor 38 Jahren zur Welt, schwerst sehbehindert und spastisch. Ich erlebte dieses Kind trotz aller unangenehmen Begleitzustände (Ärzte – Therapie – Krankenhausaufenthalte u.s.w.) als sehr „normales“ Kind. Nur begann die Umwelt, das eigenartige Reagieren der Verwandten, des eigenen Mannes, der Fachleute, der Gesellschaft u.s.w. mich zu stören, mich zu verunsichern, ganz langsam wuchs in mir dieses undefinierbare Ohnmachtsgefühl oder nennen wir es Angst, vor dem eigenartigen Benehmen der anderen. Plötzlich nahm man mich als Frau, als Mutter, als Partnerin nicht mehr ernst. Mein Einsatz für mein Kind, dieses „sich wehren müssen“, wurde oft als übertrieben, als lästig, als unrealistisch bezeichnet.

Angst bewirkt Aggressionen. Ich wurde mit den Jahren aggressiv, ich habe meine Angst sehr oft auch „laut“ ausgedrückt. Damals dachte ich je mehr ich brülle, desto mehr verdränge ich meine Unsicherheit. Eigenartigerweise wird man durch sein behindertes Kind sehr bald zur „behinderten Mutter“, der man nie die Wahrheit sagen will oder kann, die man mit ihrer Unsicherheit, mit ihren Fragen, mit ihren Ängsten sehr oft zur Seite schiebt und allein lässt. Ein weiterer Nachteil ist, dass man sich wegen dieses behinderten Kindes fast ein ganzes Leben mit hochstudierten, hochintelligenten Fachleuten als „behinderte Mutter“ konfrontiert sieht. Der unheimliche Respekt den diese Experten auf Mütter ausüben und den sie oft auch ausnützen, wirkt für mich oft fast wie eine Entmündigung. Ich hatte damals, bei der Einschulung, für Daniela den Sonderschulbesuch abgelehnt und sicherlich vor mehr als 32 Jahren eine Art Pionierarbeit leisten müssen. War man es doch nicht gewohnt, dass Eltern so unbeirrt den sehr beschwerlichen Weg der Normalschule, für ein behindertes Kind, forderten.

Auch hier musste ich jahrelang meine haus hohe Angst vor den Schulfachleuten mit sehr viel Aggressivität, mit sehr viel Eigensinn und harten Durchsetzungsvermögen bekämpfen. Sehr beschwerlich wurde dieser Weg als bei Daniela, in späteren Jahren, epileptische Anfälle als weitere Behinderung dazukamen. Das bewirkte auch bei mir eine zusätzliche große Unsicherheit, Angst und oft ohnmachtsähnliche Wut gegen diese unheimliche Krankheit.

Jahrelanges Ringen mit Ärzten und Psychologen um mir und meinen Wünschen, Vorstellungen und Erwartungen Glaubwürdigkeit zu verschaffen, haben jedoch mir und meinem Kind sehr viel Respekt vor ihrer und meiner Persönlichkeit gesichert. Heute bezeichne ich es als Glück diese behinderte Tochter zu haben, denn durch sie habe ich all die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins erst richtig empfinden gelernt.

Bozen, 21-11-2006

Gertrud GänsbacherCalenzani
AEB Bozen